

Die schrecklichen Tage in Korea

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **26 (1950-1951)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-703710>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die schrecklichen Tage in Korea

Wir veröffentlichen nachfolgend die Uebersetzung eines Kriegsberichtes einer amerikanischen Journalistin, der in der «Saturday Evening Post» erschien und die fatale Reaktion des unzweckmäßig ausgerüsteten und bewaffneten Soldaten auf dem Schlachtfeld zeigt. Red.

«Im blutigen Rückzug von Seoul nach Taejon wurden unsere zahlenmäßig unterlegenen, jungen Truppen durch einige wenige erfahrene Kämpfer zusammengehalten.» Die einzige weibliche Reporterin, Marguerite Higgins, schildert, wie die Amerikaner während den ersten drei Wochen in Korea einen scheinbar hoffnungslosen Kampf kämpften:

«Brigad.-Gen. Barth stapfte durch den tiefenden Schlamm zur winzigen, blätterbedeckten Hütte hinüber, wo der K.P. untergebracht war. «Gebt mir schleunigst einige Bazooka-Gruppen», sagte er, «feindliche Panzer stoßen nach Süden vor.»

Des dramatischen Eindrucks bewußt, den seine Worte machen mußten, schlenderte der General mit langen Schritten zum Bat.-Kdten. hinüber, dem er erklärte: «Oberst Smith's Bat. ist vor uns — und wie ich diesen Kerl Smith kenne, wird er halten. Diese kommunistischen Tanks werden zum ersten Male auf Amerikaner stoßen, und wenn sie Soldaten finden werden, die nicht davonspringen, wird ihnen das einen gewaltigen Schlag versetzen. Wenn jedoch Panzer durch unser Vorhut-Bat. brechen sollten, dann stoßen sie direkt auf uns.»

Auf diese Weise erfuhren wir, daß Amerikas frische, junge Einheiten, die erst vor wenigen Stunden die koreanische Front erreicht hatten, zum Kampf antreten würden. Es waren folgenschwere Stunden, und wir vier Kriegskorrespondenten, in der jämmerlichen, flohdurchsetzten Hütte, wußten, daß wir an einem kritischen — und wie sich nachher zeigte — tragischen Stück Zeitgeschichte teilhaben sollten. Wir waren gerade ungefähr daran, Zeuge zu werden vom Anfang dessen, was wir später den langen Rückzug nennen sollten.

In wenigen Stunden sollten wir General Barth und andere hohe Front-Off. wieder sehen, wie sie sich in bitterstem Erstaunen mit der harten Tatsache der Niederlage abzufinden hatten. Wir sollten amerikanische Obersten hören, die die sich zurückziehenden Süd-Koreaner als Feiglinge ge-



schmäht hatten, selbst nun jene beschämenden Befehle von strategischem Rückzug auf strategischen Rückzug zu erlassen.

Schon nach wenigen Minuten wurde uns jene bittere Lektion erteilt, die sich dann ergibt, wenn man den Gegner unterschätzt. Diese Lektion wurde uns wenig nördlich unseres K.P., den wir eben betreten hatten, vordemonstriert. Es war eine bittere Lektion in der Form verlorener Bataillone, zurückgelassener Verwundeter — und ungenügender Ausrüstung und Bewaffnung. Es war eine Lektion, die jenen Mythos, der vor dem Kampf herrschte, «daß jene Nord-Koreaner laufen werden, sobald sie nur Amerikaner sehen» aber auch vollständig zerstörte.

An jenem regnerischen Morgen waren meine männlichen drei Kollegen und ich von einem ungemütlichen Gefühl von Erwartung und Erregung erfüllt, als wir loszogen, um den vor uns gestarteten Bazooka-Gruppen ins Ungewisse an die Front zu folgen. Eine Front, die ja eigentlich noch gar nicht bestand — sondern erst in dem Moment entstehen und sich bilden würde, da wir die ersten feindlichen Panzer entdeckten.

In einem offenen Jeep, eingewickelt in regendurchnäßte Decken, fuhren wir in schnellem Tempo hinter dem kurzen Zug

Marinefüsilieri verlassen ihre Amphibienfahrzeuge, um sich in neue Stellungen einzugraben. (ATP Bilderdienst, Zürich)

von Camions und Kommandowagen, die die Bazooka- und Füs.-Gruppen nach vorn brachten. Und plötzlich, als die Spitze die Kante eines Hügelzuges erreicht hatte, riß die Kolonne einen Stop. Wir konnten beobachten, wie die Mannschaften aus den Fahrzeugen sprangen und sich auf einem steilen Kamm neben der Straße verteilten. Ein berittener Süd-Koreaner, seinen Helm mit Zweigen getarnt, kam auf uns zugetrabt und rief: «Panzer! Panzer! Viele Panzer, geht zurück!»

«Nur nicht so eilig», sagte mein Kollege Macartney, im ruhigen Ton des Engländers. «Wenn auch Panzer kommen, so ist doch keine Infanterie gesichtet worden. Die Panzer sind an die Straße gebunden, so daß wir uns immer noch leicht in die nahen Hügel schlagen können. Wir marschieren jetzt nach vorn.»

Auf der Kante, wo die Kolonne zum Halt gekommen war, fanden wir Lt. Payne, der die Spuren großer Panzer auf der Straße beobachtete. Der Lt. erklärte uns: «Der Panzer sah uns, machte kehrt und fuhr in jenes Dorf zurück, das Sie dort drüben sehen. Wir graben uns auf dieser Kante ein. Ich werde Patrouillen nach vorn senden, um herauszufinden, ob wir den Panzer erledigen können.»

Jedoch dies herauszufinden, hatte der Panzer nicht nötig. Eben als wir noch daran waren, uns selbst in einem Gräberfeld links der Straße einzugraben, kam das drohende Ungeheuer bereits mit großem Gebrumm in Sicht, ca. 1300 m zu unserer Linken. Der Panzer fuhr ritlings eines Bahngleises, ein zweiter Tank folgte. Wir hatten keine Ahnung, wieviele Tanks noch in dem kleinen Dorf stecken würden, das zwischen uns und dem Bat. Smith lag, welch letzteres bereits dringenden Nachschub von Munition verlangte. Aber wir

In allen Ortschaften versammelt sich die begeisterte Bevölkerung zur Begrüßung der UNO-Truppen; bedeutet dies doch das Ende des Krieges, der sich auf ihren Schultern abgespielt hat.

(ATP Bilderdienst, Zürich)



wußten, daß, wenn diese Panzer nicht zusammengeschlagen wurden, das Vorhut-Bat. Smith abgeschnitten sein würde.

Die zirka fünfzig Rekruten unserer Panzerfaust-Gruppen — die meisten unter ihnen waren unter zwanzig — glotzten vorerst auf die Panzer, als ob sie Zuschauer in einer Kinowochenschau wären. Es benötigte ein längeres Ermuntern durch die Offiziere, um den Leuten die Wirklichkeit vor Augen zu führen, daß dieses nun der Moment war — daß es an ihnen nun war — anzugreifen. Langsam lösten sich kleine Gruppen unserer Leute aus ihren Löchern und arbeiteten sich tief in Deckung durch Getreide- und Reisfelder an die Panzer heran. Der erste Strahl einer Bazooka flammte auf, als unsere Leute ungefähr 500 m von den Tanks entfernt waren. Es war gut gezielt und schien ein direkter Treffer zu sein.

Lt. Payne hingegen fluchte. «Verflucht», sagte er, «diese Burschen haben Angst. Sie müssen viel näher an den Panzer heran, um zum Erfolg zu kommen.»

Der erste Panzer, dessen Geschützturm gerade noch über das schützende Grün guckte, das entlang dem Bahngleise wuchs, beantwortete das Feuer der Bazooka mit einem Feuerstoß in unserer Richtung. Wir konnten feindliche Infanteristen vom Panzer springen sehen, die sich nach vorn sofort entwickelten. MG.s belferten gegen die sich annähernden Bazooka-Gruppen. Von Zeit zu Zeit sahen wir den grellen Flammstrahl einer abgeschossenen Bazooka aufleuchten, was uns zeigte, daß der Angriff immer noch im Gange war.

Wir waren überzeugt, daß die Panzer, die wie sitzende Enten auf dem Bahndamm hockten, in wenigen Minuten erledigt sein würden.

Aber plötzlich sahen wir, wie sich unsere Bazooka-Boys über die Felder auf uns zu zurückzogen.

«Allmächtiger Gott», sagte mein Kollege, «die schauen aus, als ob die zweite Halbzeit des Matches vorbei und es Zeit wäre, nach Hause zu gehen.»

«Was ist los?» fragte ich einen Wm. einer zurückgehenden Gruppe.

«Keine Munition mehr», antwortete er in bitterem Tone. «Und die gegnerische Infanterie griff an in großer Uebersahl. Und überhaupt, diese verfluchten Bazookas nützen nichts gegen diese schweren Panzer. Die Schüsse prallen ab wie Ping-Pong-Bälle.»

Und so kam es, daß gleich am ersten Tage die Amerikaner die bittere Erfahrung machen mußten, daß ihre Bazookas ungenügend — und keine ernstliche Gefahr für die Sowjet-Panzer bedeuteten, außer es gab einen Zufallstreffer aus sehr kurzer Distanz. Es war eine Anhäufung von Fälen wie dem geschilderten, was dann zur Folge hatte, daß zwei Wochen später die



89-mm-Raketenwerfer in Korea erschienen, die erste wirklich nützliche Panzerabwehrwaffe gegen die schwere Armierung der Sowjet-Tanks.

Noch am ersten Tage der amerikanischen Kampföffnung schien es absolut unglaublich, daß wir zurückgehen würden, solange feindliche Panzer sich noch innerhalb unserer Linien aufhielten. Als wir zum K.-P. zurückkehrten, war es uns nicht nur völlig klar, daß wir im ersten Treffen mit dem Gegner nicht nur richtiggehend geschlagen worden waren, sondern auch, daß ein uns vom Gegner aufgezwungener Rückzug unseres Vorhut-Bat. zur Tatsache werden mußte. Wir hatten einfach nichts, womit wir die Panzer hätten aufhalten können. Auch waren wir unserer viel zu wenig, als daß wir die Umgehung unserer Flanken durch die nordkoreanische Infanterie hätten verhindern können. Wir wagten gar nicht daran zu denken, was wohl in diesen Augenblicken beim Bat. Smith vor uns geschah.

Die Art und Weise der Rückzüge begann mir in kurzer Zeit leider nur allzu bekannt zu werden. Es begann für mich am dritten Tage des Krieges, innerhalb weniger Stunden, nachdem ich mit einem der letzten evakuierenden Flugzeuge in die südkoreanische Hauptstadt Seoul gelangt war. Schon am nächsten Morgen bewegte ich mich südwärts, teils zu Fuß, per Jeep, mit der Eisenbahn und per Flugzeug, während die nachrückenden Nordkoreaner die sich in Auflösung befindenden südkoreanischen Kräfte zurücktrieben. Meine Ankunft in Seoul sollte der Beginn eines ununterbrochenen dreiwöchigen Aufenthaltes an der Front sein, wobei ich Zeuge wurde, wie meine Landsleute kräftige Schläge erhielten durch eine russisch geführte, lausige Armee, deren Kämpfer man den Uebernamen «Gooks» gegeben hatte, und die nach unserer Ansicht lediglich dazu da war, nach den ersten Tagen überrannt zu werden. Es blieb mir jedoch in erster Linie vorbehalten, über die Verluste an Blut und Leben und amerikanischem Prestige zu berichten, schwere Opfer, die bezahlt werden muß-

Südkoreanische Einheit, angeführt durch einen amerikanischen Leutnant (rechts), auf dem 38. Breitengrad
(ATP Bilderdienst, Zürich)

ten, weil wir für einen ernstlichen Kampf im Fernen Osten einfach nicht vorbereitet waren.

Als wir am dritten, schicksalsschweren Tag in das Flugfeld von Kimpo bei Seoul hineindonnerten, waren wir von pfeilschnellen herumschwirrenden Düsenjägern begleitet. Unsere Landsleute in Japan glaubten nämlich die südkoreanische Hauptstadt bereits in Feindeshand. Als wir auf dem Flugplatz von Kimpo anlangten, hörten wir zu unserer Ueberraschung nicht nur, daß Seoul immer noch in unserer Hand war, sondern daß sogar die amerikanische Militärmission wieder in ihre einstigen Quartiere in Seoul zurückgekehrt war.

Im amerikanischen H.Q. begrüßte uns der stramme, junge Oberstlt. Wright mit der Neuigkeit, daß die Lage «flüssig, jedoch nicht hoffnungslos» sei. Ich erinnere mich noch sehr genau, daß er uns weiter erklärte: «Die Südkoreaner haben direkt eine pathologische Angst vor Panzern. Das ist teilweise der Grund für ihre Rückzüge. Aber wir haben hier kein Terrain für Panzer. Diese Panzer könnten aufgehalten werden, wenn sie die Waffen, die wir ihnen in die Hand gedrückt haben, auch richtig verwenden würden.» Noch oft dachte ich, später an diese Worte, die der gute Oberstleutnant Wright sicherlich noch bedauert haben wird, als er sehen mußte, was dieselben Panzer bei den amerikanischen Truppen anrichteten.

Am ersten Abend in Seoul war ich dem K.P. von Oberstlt. Wright zugeteilt worden. Einer meiner inneren Eingebungen folgend, hatte ich mich in voller Ausrüstung niedergelegt. Ich hatte kaum meine Augen geschlossen, als ein Adjutant hereinstürmte und rief: «Auf! Die Kommunisten sind durchgebrochen! Wir müssen raus!»

Die ganze Gesellschaft in zwei Jeeps zusammengedrängt, rasten wir in Richtung der großen Brücke, die den Han überspannt, dem einzigen Weg zur Flucht. Wie wir durch die Dunkelheit rasten, durchzuckte eine grelle, rotgelbe Flammenzunge den Himmel.

«Guter Gott, da geht die einzige Brücke

Unter gut gezieltem feindlichem Scharfschützenfeuer dringen Füsilier hier durch die zerstörten Straßen Seouls vor.

(ATP Bilderdienst, Zürich)



in die Luft», sagte der mich begleitende Leutnant.

Wir waren tatsächlich auf der Nordseite des Flusses abgeschnitten, und es blieb uns keine andere Auswahl, als zum H.Q. der amerikanischen Militärmission zurückzukehren. Dort fanden wir in der durch Mündungsfeuerblitze unterbrochenen Dunkelheit die zirka sechzig Mann des Stabes von Oberstlt. Wright sich in aller Gemächlichkeit zusammenrappeln.

Wright selbst bemerkte in einem ärgerlichen Tone: «Die Südkoreaner haben die Brücke gesprengt, ohne sich überhaupt um uns zu kümmern. Sie sprengten zu früh. Der größte Teil der Stadt ist noch in ihren Händen. Sie sprengten die Brücke, während sich noch Camion um Camion auf dem langen mittleren Brückenbogen befand, und töteten dabei Hunderte ihrer eigenen Leute.»

Die Situation schien ernst geworden zu sein. Wir hatten keine Ahnung, warum das südkoreanische Kommando, das noch vor wenigen Stunden dasselbe Hauptquartier mit uns geteilt hatte, sich so plötzlich davongemacht hatte. Wir konnten nicht wissen, wo der Feind sich befand und welchen Umfang der Durchbruch angenommen hatte.

Einige der anwesenden Offiziere begannen sich erst schüchtern zu äußern: «Es wäre besser, von hier wegzukommen, oder wir laufen Gefahr, gefangen zu werden.» Ich befürchtete, so etwas wie die Spuren einer beginnenden Panik in unseren eigenen Reihen entdecken zu können.

Wright jedoch meisterte die Lage mit kühler Ueberlegung und Autorität. «Alles aufgepaßt», sagte Oberstlt. Wright. «Wir sitzen hier alle in derselben Patsche. Niemand wird auf eigene Faust verschwinden. Wir werden die Sache ruhig nehmen, bis wir sicher sind, daß wir alle beisammen haben und daß niemand mehr fehlt. Wir werden versuchen, einen anderen Weg aus

der Stadt heraus zu finden — eine Eisenbahnbrücke vielleicht —, so daß wir unsere Fahrzeuge nicht preisgeben haben.»

Als in der Morgendämmerung Artillerie sich einzuschließen begann, und zwar aus kurzer Distanz, war es klar ersichtlich, daß wir die Fahrzeuge opfern mußten, sollten wir nicht alle gefangen werden. Es blieb uns nichts anderes übrig, als durch den Fluß zu waten oder mit Fähren ans andere Ufer zu gelangen. Wir überquerten den Fluß unter schwerem Feuer — und dann begann ein langer, langer Marsch quer durch das Gebirge in der Richtung Suwon, wo Vorhut-Einheiten der sich eben konstituierenden Abwehrkräfte befanden sollten.

Es war ein scheußlicher, bedrückender Marsch. Ueberall stießen wir auf Teile der südkoreanischen Armee, die sich in einem Zustand vollständiger Auflösung auf der Flucht befand. Als dann später die amerikanische Militärmission die Gründe der Verwirrung ihrer südkoreanischen Schützlinge zu diskutieren begannen, suchten sie die beklemmende Lage der Südkoreaner wie folgt zu rechtfertigen: «Die 100 000 Mann starke Armee war als eine Sicherheitstruppe zur Aufrechterhaltung der Ordnung im eigenen Gebiete aufgebaut worden. Sie besaß keine Waffen, um einen Angriff auszulösen oder gar eine größere Aktion zu unternehmen. Auch hatte sie keine Luftwaffe, keine Panzerabwehrwaffen und keine Panzer.» Es darf hier bemerkt werden, daß die Südkoreaner im Momente, da sie über genügende Waffen verfügten, verschiedene Einheiten wieder zusammenbrachten und gut kämpften.

Wie aber auch die Rechtfertigung heißen mag, Tatsache bleibt, daß die Südkoreaner während unseres Marsches in unserem Abschnitt sich in vollständiger Auflösung befanden. Wir sahen die Leute ihre Waffen ablegen, sich umkehren und sich davonmachen, sobald sie unserer Gruppe ansichtig wurden, die sich auf dem Weg nach dem Süden bewegte.

Nach diesen sehr ungünstigen Eindrücken erreichten wir die sichere Zone von Suwon mit der Ueberzeugung, daß, wenn Korea nicht verlorengehen sollte, amerikanische Truppen in aller Eile hergebracht werden müßten.

Im H.Q. von Suwon fanden wir, daß General MacArthur bereits zu demselben Entschluß gelangt war. Schon am nächsten Tage erklärte er mir in einem Interview: «Die Lage erfordert die sofortige Verstärkung durch erprobte amerikanische Streitkräfte. Ich werde noch heute Washington vorschlagen, daß amerikanische Divisionen unverzüglich nach Korea gebracht werden.»

Es war die allgemeine Ansicht, daß wir unserem südkoreanischen Verbündeten, dem wir zur Existenz verholten hatten, einfach beistehen mußten, sollten wir nicht unsere Position in ganz Asien schwächen. Hier lag die Gelegenheit, ganz Asien zu beweisen, daß Amerika einen Verbündeten in der Not nicht einfach seinem Schicksal überlassen würde.

Drei Tage nach MacArthurs Frontbesuch erreichten bereits amerikanische Truppen in Transportflugzeugen Korea. Innerhalb drei Tagen, nachdem diese Verstärkungen eingriffen, blieb nicht der geringste Zweifel bei unseren kämpfenden Truppen bestehen, daß der Gegner, dem sie gegenüberstanden, von den Russen geführt wurde. Erstens war die Führung zu gut, um ausschließlich nordkoreanisch zu sein. Zweitens sagte fast jeder gefangene Nordkoreaner aus, daß russische Offiziere in den Divisionsstäben sitzen. Die Nordkoreaner hatten gute, wenn auch nicht die neueste russische Ausrüstung und Bewaffnung. Unter erbeuteten gegnerischen Waffen befanden sich russische Mg. Die Gegner hatten auch japanische Waffen und hatten Panzerabwehrwaffen von uns erbeutet. Auch Waffen, die wir den chinesischen Nationalisten gegeben hatten, befanden sich darunter.

(Forts. folgt.)

bertyps stationiert. Die gegenwärtigen Pläne sehen keine Verstärkungen dieser Verbände und auch keine Verlegung von interkontinentalen Atombombern vom Typ B-36-Bomber nach England oder Westeuropa vor. Im Kriegsfall würden jedoch B-36-Bomber vor oder nach Bombermissionen, die von den Vereinigten Staaten aus unternommen würden, britische oder westeuropäische Basen zur Treibstoffaufnahme anfliegen.

Die Vereinigten Staaten sind dem Vernehmen nach auch bereit, auf den Wiederaufbau einer deutschen Nationalarmee zu verzichten und die Zahl der deutschen Divisionen niedrig zu halten. Nach einem noch unbestätigten Bericht soll der deutsche Beitrag auf etwa einen Fünftel der Gesamtstärke der Einheitsarmee beschränkt werden, was die Aufstellung von ungefähr zehn deutschen Divisionen zulassen würde. Aus andern Meldungen kann geschlossen werden, daß die Diskussion über den deutschen Beitrag zur Verteidigung des Westens noch weiter geht und das letzte Wort noch nicht gefallen ist. *

Der *italienische* Verteidigungsminister Pacciardi hat in der Kammer mit Nachdruck ein Rüstungsprogramm im Umfang von 1200 Milliarden Lire vertreten. In acht Monaten wird Italien nach diesem Programm nicht mehr nur über acht, sondern über elf voll ausgerüstete Divisionen verfügen. Dazu kommen noch eine Panzerdivision und die beiden bereits aufgestellten Alpini-Brigaden. Zum gleichen Zeitpunkt wird unser Nachbar im Süden über sieben Jagdgeschwader verfügen, eines davon mit Düsenjägern ausgerüstet. Zum Rüstungsaufwand von 1200 Milliarden Lire ist noch der Rüstungsbeitrag zu zählen, der Italien laufend aus den amerikanischen Waffenslieferungen zukommt.

*

In der *Schweiz* findet eines der traurigsten Erbeile aus den Jahren des Aktivdienstes, der Bunkerskandal, viel Beachtung. Dem Berner Divisionsgericht ist im Bunkerprozeß eine große und verantwortungsvolle Aufgabe überbunden worden. Das Schweizervolk, die Soldaten des Aktivdienstes, erwarten, daß die Verantwortlichkeiten nach bestem Wis-

sen und Gewissen abgeklärt werden und vor allem die Hauptschuldigen, die Unternehmer und Obersten, die ganze Strenge des Gesetzes zu spüren bekommen und nicht «bautechnische» Spitzfindigkeiten dazu herhalten müssen, die Hauptverantwortlichen zu schonen und z. B. nur die Poliere und örtlichen Bauleiter am Wickel zu nehmen. Es geht heute darum, das Vertrauen in unsere Landesverteidigung und Behörden zu mehren und nicht abzubauen. Unser Volk hat für die kommenden großen Rüstungsaufwendungen volles Verständnis, es muß aber verlangen, daß diese Gelder auch auf die beste Weise Verwendung finden, nicht unnütz vertan werden oder gar in die Taschen von Subjekten fließen, denen die Not unserer Zeit und die Notwendigkeit unserer Aufrüstung willkommene Gelegenheiten schamloser Bereicherung bieten. Auch daran muß gedacht werden, soll unsere totale Wehrbereitschaft nicht Risse und morsche Stellen aufweisen. Die «weichen» Bunker im Réduitabschnitt der 2. Division sollten eine einmalige Lehre bleiben.

Tolk.